

Wissenschaftlerin* werden: Wege mit Stolpersteinen

Session für Tagung: „Warum (noch) Frauen* fördern?“

22.11.2019, IHS Wien

Moderation: Beate Littig (IHS Wien)

Wissenschaftlicher Erfolg als privates Risiko? Zur Berücksichtigung weiblicher* Lebensrealitäten in der Frauen*förderung

Meike Lauggas (Universität Wien)

In meiner mehrjährigen Erfahrung im Coaching von Wissenschaftlerinnen der Universitäten Bayreuth, Augsburg und Wien bin ich wiederholt auf sich ähnelnde Geschichten gestoßen, in denen das Familienleben von Wissenschaftlerinnen eminente Bedeutung für ihr Fortkommen in ihrer Wissenschaftskarriere bewirkte. Mit meinem Beitrag möchte ich dies anhand einiger anonymisierter Fallbeispiele darstellen und mit Überlegungen zur feministischen Theoriegeschichte der Trennung von Privatem und Beruflichem verbinden bzw. mit meinen weiterführenden Fragen zur Diskussion stellen.

Die Trennung von privat und beruflich hat historisch zur Verdrängung und Reduzierung von Frauen/-Arbeit geführt und das Gewaltmonopol des Mannes im Familiären ermöglicht (Sauer 2002). Darauf bezieht sich auch die grundlegende feministische Kritik, wonach das Private politisch ist und stellt den Ausgangspunkt der Frauenhaus- und Gewaltschutzbewegung dar. Wesentlich war und ist in diesem Zusammenhang die Thematisierung von verschiedenen Formen der Gewalt als privatisiertes Phänomen (Hagemann-White), was sich auch darin niederschlägt, dass das Aufzeigen z. B. von sexueller Belästigung oder sexistischer Benachteiligung ebenso im Berufsleben sehr schnell zu einer Privatangelegenheit, zu einem „persönlichen Konflikt“ inkl. Victim Blaming, erklärt wird, was weitergehende Nichteinmischung legitimieren soll – und wogegen Antidiskriminierungsgesetze geschaffen wurden. Das Private hingegen ist in Gleichstellungs- und Frauenfördermaßnahmen dort Thema, wo es um Betreuungsaufgaben von zumeist Kindern geht.

Über ihr Privatleben können Frauen* außerhalb von Kinderbetreuung im beruflichen Kontext sonst kaum sprechen, weil dafür Arbeitgeber*innen nicht zuständig sind. Und es ist zusätzlich ein vermintes Gelände über Privates zu sprechen, da Frauen* immer wieder damit entprofessionalisiert werden, indem private Fragen überhaupt Thema werden (Aussehen, Familienstand...). Dazu kommt, dass sich beharrlich das Bild des von Reproduktionstätigkeiten unabhängigen Wissenschaftlers hält, der sein gesamtes Leben bis zu seinem Lebensende in den Dienst der Wissenschaft stellt. Beaufajš

und Kraiss haben gezeigt, wie dieses Bild männlich konstruiert ist, auf dem Ausschluss von Weiblichem gründet und wie es versorgt werden voraussetzt (2005). Best u.a. haben zu dieser Frage aber mit dem Befund überraschen können, dass der Wunsch von besserer Work-Life-Balance bei Frauen* und Männern* in gleichem Ausmaß Grund für das Verlassen der Wissenschaft ist. Sie konnten aufzeigen, dass es mangelnde Wertschätzung und vor allem die Kultur des Wissenschaftsbereichs ist, die Frauen* unverhältnismäßig öfter aufgeben lässt. Teil dieser Kultur ist das Bild der männlichen Berufsbioografie als implizite Norm, das ein (als solches verleugnetes) reproduzierendes Privatleben voraussetzt. Sobald Frauen* diese Positionen jedoch einnehmen, bewirkt dies nicht nur Konkurrenzverhältnisse an den Universitäten, sondern zieht mitunter auch – meines Erachtens kaum diskutierte – alarmierende Effekte im Privaten nach sich. So heißt es explizit im Bundesbericht Deutschlands zu Gewalt gegen Frauen in Partnerschaften: „Männer mit höherer Bildung übten vor allem dann häufiger schwere Gewalt aus, wenn die Partnerin ihnen hinsichtlich der Bildung gleichwertig oder überlegen und nicht unterlegen war.“ (2014) Das heißt, dass neben geschlechtsspezifischer Gewalt gegen Frauen*, die unabhängig von ihrem Verhalten erfolgt, Frauen* – in meinem Fall hochqualifizierte, ökonomisch unabhängige Wissenschaftlerinnen – Gewalt erfahren, eben weil sie die geschlechterstereotype Platzzuweisung missachten.

Diesen Befund kann ich anhand zahlreicher Coachingeinheiten bestätigen und möchte damit einen Hintergrund benennen, weshalb (universitäre) Frauenförderung definitiv noch sehr notwendig ist. Zur Diskussion stellen möchte ich die mir selbst noch offenen Fragen, wie sich diese Ausgangsposition feministisch theoretisieren lässt und welche Forderungen sich daraus entwickeln lassen können, die auf diese Lebensrealitäten von Frauen* umfassend eingehen.

Literatur:

Beaufaÿs, Sandra; Kraiss, Beate (2005). Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld, In: Feministische Studien, 2005 (01), S. 82-99.

Becker, Julia C. (2014). Subtile Erscheinungsformen von Sexismus, in: Bundeszentrale für politische Bildung. <http://www.bpb.de/apuz/178674/subtile-erscheinungsformenvon-sexismus> [29.3.2019].

Best, Katharina; Wangler, Julian; Schraudner, Martina (2016). Ausstieg statt Aufstieg? Geschlechtsspezifische Motive des wissenschaftlichen Nachwuchses für den Ausstieg aus der Wissenschaft. In: Beiträge zur Hochschulforschung, 38. Jg (3).

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2014). Gewalt gegen Frauen in Partnerschaften. Eine sekundäranalytische Auswertung zur Differenzierung von Schweregraden, Mustern, Risikofaktoren und Unterstützung nach erlebter Gewalt. Kurzfassung. Paderborn 5, S. 31:

<https://www.bmfsfj.de/blob/93970/957833aefeaf612d9806caf1d147416b/gewalt-paarbeziehungen-data.pdf> [29.3.2019].

Blome, Eva; Erfmeier, Alexandra; Gülcher, Nina; Smykalla, Sandra (2013). Handbuch zur Gleichstellungspolitik an Hochschulen. Von der Frauenförderung zum Diversity Management?, Wiesbaden.

Hagemann-White, Carol (2014). Gewalt gegen Frauen als Schlüsselthema der neuen Frauenbewegung. Wirkungen und Wandel einer machttheoretischen Patriarchatskritik im Zeitalter der Veränderung staatlichen Regierens. In: Rendtorff, Barbara (Hg.). 40 Jahre feministische Debatten. Resümee und Ausblick, Weinheim, S. 46-58.

Krais, Beate (Hg.) (2000). Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt a.M./New York.

Langfeldt, Bettina; Mischau, Anina (Hg.) (2014). Strukturen, Kulturen und Spielregeln. Faktoren erfolgreicher Berufsverläufe von Frauen und Männern in MINT, Baden-Baden.

Lundt, Bea (1996). Zur Entstehung der Universität als Männerwelt, In: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hg.). Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. Frankfurt/M., S. 103-118.

Löther, Andrea; Riegraf, Birgit (Hg.) (2017). Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung. Veränderte Governance und Geschlechterarrangements in der Wissenschaft. Cews.Beiträge no. 8, Opladen/Berlin/Toronto, S. 21-37.

Sauer, Birgit (2002). Gewalt, Staat und Geschlecht, In: Transit 23/2002, S. 73-87: <https://www.ceeol.com/search/article-detail?id=414046> (29.3.2019).

Das weibliche akademische Subjekt? Re-Konstruktionen zu Biographien von Wissenschaftlerinnen*

Jacqueline Hackl (Universität Wien)

Der Ausgangspunkt meiner Arbeit ist die Frage, wie sich Wissenschaftlerinnen* positionieren und wie sie damit umgehen, dies als „weibliches akademisches Subjekt“ (Maurer) im „akademischen Feld“ (Beaufays/Krais nach Bourdieu) tun zu müssen. Diese Formulierung deutet auf die dahinterstehenden theoretischen Perspektiven: eine Diagnose des wissenschaftlichen Feldes und der darin vorfindlichen Bedingungen der Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit (Engler), verbunden mit einer feministischen Kritik (u.a. Butler). Diese Diagnose würde ich gerne zur IHS-Tagung einbringen, um daran anschließend auf konkrete Fragen des Calls einzugehen.

Die Arbeit zielte darauf ab, die theoretische Schärfung in Form von hypothetischen Dimensionen formulieren zu können. In der Arbeit an den Biographien zeigte sich, wie eine Suche nach solidarischen Beziehungen einen entscheidenden Einfluss auf den Verbleib von Frauen* in der Wissenschaft haben kann.

In der Arbeit zeigte sich, wie mit den Dimensionen Geschlechterrollen und Solidaritätssuche eine Art ‚Strategie‘ entwickelt werden kann. Weiters erscheint die Dimension der Stimme/Sprachmacht im Erleben des Werdeganges relevant. Auch die Dimension Allein(gelassen)sein/Selbstständigkeit wirkt den anderen Dimensionen angebunden, die Dynamik der Hauptdimensionen wirkt wechselseitig mit dieser Dimension zusammen. In welchen Phasen und Konstellationen erleben sich die Wissenschaftlerinnen* als allein(gelassen) und in welchen als selbstständig?

Mit Christine Thon lässt sich die Verbindung von Geschlechterrollen (und wie sie genutzt werden), von In-Beziehung-Treten und vom Aufbau solidarischer Beziehungen in der Erzählung, als Dimensionen widerständiger Subjektkonstruktionen fassen. Die Widerständigkeit muss dabei nicht an ein individuelles (autonomes) Subjekt gebunden sein, sondern Widerständigkeit kann als an die (gesellschaftliche) Verstrickung und die Kollektivität gebunden gesehen werden. (Thon 2016, 187)

Die Dimensionen können verstanden werden, als Dimensionen von (widerständig-synthetischen) Konstruktionen als Wissenschaftlerin*. Als Subjektkonstruktion, die mit Geschlechternormen und Wissenschaftsidealen, einer Illusion, zugleich konfrontiert ist, muss ein (widerständig-synthetischer) Konstruktionsweg gefunden werden.

Ersichtlich wurden im Zuge der Arbeit allerdings auch Problematiken in Bezug auf gewisse Karriereförderungs- und Mentoring-Strukturen. Mentoring-Strukturen helfen nicht so einfach gegen Rollenklischees, gegen das Widerfahren von Ungerechtigkeit. Im Gegenteil erzählt eine Biographin*

sogar von einem Hintergehen durch eine Mentorin* in einem Frauenmentoring-Programm. Die Biographin* hilft sich vielmehr mit einem Gegenentwurf und der Suche nach Gleich(anders)gesinnten – also nach Personen, die ihre Wissenschaftskonzeption teilen und sich ebenso anders verhalten, als in der von ihr gezeichneten dominanten Wissenschaftskonzeption üblich. Sie entwickelt eine aktive Handlungsstrategie – die Positionierung über einen Gegenentwurf zu wahrgenommenen Rollenbildern und der Wissenschaft selbst, sowie eine Suche nach solidarischen Beziehungen – und scheint auch ihre Lebensgeschichte geprägt von dieser Handlungsstrategie zu erzählen.

Nach der Arbeit an exemplarischen Biographien erscheint es mir sinnvoll, in weiteren Biographien die Dimensionen und Strategien besser herauszuarbeiten. Auch um verschiedene Wege aufzeigen zu können, um im Feld der Wissenschaft für verschiedene Geschlechterkonstruktionen und Widerstandstrategien Raum zu schaffen.